

Zeitenwende Der Erste Weltkrieg in der Geschichte

Andreas Rödler

Kürzlich ging mir ein Zitat von Bertolt Brecht durch den Kopf, das zu meiner Jugendzeit, in den aufgeheizten Debatten um den NATO-Doppelbeschluss Anfang der 80er Jahre Hochkonjunktur hatte: „Stell Dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin.“

Und ich dachte mir: stell Dir vor, es droht Krieg – und der deutsche Reichskanzler fährt nach London. Stell dir vor, Theobald von Bethmann Hollweg wäre am 28. Juli 1914 nach Downing Street gereist, um den britischen Premierminister Herbert Henry Asquith zu treffen, um in letzter Minute den Krieg abzuwenden, der vom Balkan droht. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass ein europäischer Krieg vermieden wurde: in der Bosnischen Annexionskrise von 1908 war das der Fall gewesen, oder in den Balkankriegen 1912 und 1913. Ausgeschlossen war es auch 1914 nicht.

Stell Dir also vor, es hätte im August 1914 keinen europäischen Krieg gegeben, und Europa hätte weitergemacht wie zuvor. Wie sah dieses Europa eigentlich aus? Das ist die erste Frage, der ich heute Abend nachgehen möchte.

Und was wäre aus diesem Europa ohne den Ersten Weltkrieg geworden? Etwas wissenschaftlicher gewendet, ist das unsere zweite Frage: Wie hat der Erste Weltkrieg die Geschichte des 20. Jahrhunderts verändert? War er eine „Zeitenwende“, war er die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“?

Und schließlich, drittens: was bedeutet 1914 für uns heute, 2013? Ist der Erste Weltkrieg ein ferner Erinnerungsort, zumal in Deutschland, wo er ganz im Schatten der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und an den Holocaust steht? Oder ist er, wie zuletzt häufiger zu hören ist, ein Menetekel für das Europa von heute und seine Krise, sind auf den Euro-Gipfeln gar wieder die Schlafwandler am Rande des Abgrunds unterwegs?

I. Europa vor 1914

Das Europa vor 1914 war ein Europa der Widersprüche und der verwirrenden Vielgestaltigkeit: von Hochspannung und Beschleunigung, von Kraftentfaltung und Angst, feiner Zivilisation und gewaltsamer Unterdrückung, von vibrierender Moderne und ätzender Modernekritik. Und das Besondere war gerade die Widersprüchlichkeit.

[Hochindustrialisierung und erste Globalisierung]

Dieses Europa hatte einen langen wirtschaftlichen Boom erlebt. Er hatte Mitte der 1890er Jahre eingesetzt, und mit ihm war v.a. in Nordwesteuropa, eine zweite Phase der Industrialisierung gekommen: die Hochindustrialisierung. Sie war geprägt vom Stahl, mit dem sich zum Beispiel Stahlbeton herstellen ließ, und so ließen sich Hochhäuser bauen. Für Hochhäuser benötigte man Fahrstühle, und diese wiederum brauchten Elektrizität, die gerade erfunden worden war und die auch Straßenbahnen und U-Bahnen fahren ließ, so dass die Städte wachsen konnten. Elektrizität war *das* Wunderding für die Zeitgenossen und das zweite Leitmedium der Hochindustrialisierung. Hinzu kam die Chemie, die Kunstfasern und Kunststoffe, Aspirin und Stickstoffdünger möglich machte – oder das Zelluloid, mit dem sich Mensch und Umwelt plötzlich direkt abbilden ließen und mit dem der einzelne Ort und der einzelne Moment ihre unwiederbringliche Einzigartigkeit verloren.

Die Welt veränderte sich. Das hatte sie auch schon im 19. Jahrhundert getan, und der große Veränderer war die Eisenbahn gewesen. Sie hatte Fortbewegung von Muskelkraft gelöst, und sie hatte Raum und Zeit zu Lande überwunden. Direkte Kommunikation reichte gar über – oder genauer: durch – die Meere, seit die transozeanischen Telegraphenkabel verlegt worden waren. Seit den 1870er Jahren konnte ein Kaufmann in London eine Anfrage aus Bombay noch am selben Tag beantworten; um 1830 hatte ein Brief für eine Strecke bis zu acht Monate gebraucht.

Diese Zunahme von weltweiter Vernetzung wird heute als „erste Globalisierung“ bezeichnet. In der Tat ist vor 1914 vieles zu beobachten, was uns heute als neu erscheint. Offene Kapitalmärkte ließen europäisches Kapital in alle Welt fließen. Aber nicht nur Kapital war in großem Maße unterwegs, sondern auch Waren und Menschen: Inder verdingten sich in Südafrika, Europäer wanderten nach Amerika, Osteuropäer kamen zum Arbeiten nach Deutschland. Deutsche Klaviere wurden nach Argentinien geliefert und Rindfleisch aus Argentinien nach Europa transportiert. Möglich gemacht hatte dies die Erfindung des Kühlschiffs, das zugleich massive Konkurrenz für die

europäische Landwirtschaft über den Atlantik brachte. Englische Investoren spekulierten auf diesen Märkten und trieben damit den Niedergang der englischen Landwirtschaft noch weiter voran. Auch dies, die Lösung von Kapital aus nationalen Bindungen und die Entkopplung von Finanzmärkten und Realwirtschaft, ist also keine ganz neue Erfahrung unserer, der zweiten Globalisierung.

[Europa als Vormacht der Welt]

Was die erste Globalisierung aber von der zweiten unterschied, war – zweiter Aspekt – die Stellung Europas. Im späten 19. Jahrhundert gewann Europa seinen größten technologischen, ökonomischen und militärischen Vorsprung aller Zeiten vor der restlichen Welt, mit Ausnahme der USA. Die Überlegenheit Europas war zugleich die Grundlage für den europäischen Kolonialismus, der im späten 19. und im frühen 20. Jh. ebenfalls seinen Höhepunkt erreichte. Europäische Militärmacht machte es möglich, eine immer größere Zahl von Menschen zu beherrschen. So gingen die europäischen Kolonialmächte im späteren 19. Jahrhundert dazu über, in fremden Territorien nicht nur Handelsstützpunkte anzulegen, sondern sie formell zu beherrschen. In den 1880er Jahren begann ein wahrer Wettlauf um die Kolonialisierung Afrikas und Asiens.

Die technologische und ökonomische Überlegenheit ging einher mit einem zivilisatorischen Überlegenheitsgefühl und Sendungsbewusstsein der Europäer. Wenn von der „Bürde des weißen Mannes“ die Rede war, den Eingeborenen die westliche Zivilisation zu bringen, dann trug dies stets ein Doppelgesicht. Das britische Verbot der Witwenverbrennung und der Tötung weiblicher Neugeborener in Indien würden wir auch heute noch als Zivilisationsfortschritt ansehen.

Zugleich ging diese Zivilisationsmission mit Vorstellungen von rassistisch bedingter Wertigkeit einher. Und die wiederum verband sich mit einer Bereitschaft, Gewalt gegenüber Einheimischen in einem Maße anzuwenden, wie es in Europa kaum vorstellbar war. Nach einem Aufstand der Herero gegen deutsche Farmer in Deutsch-Südwestafrika (Namibia) 1904 trieb ein deutsches Strafexpeditionscorps die Herero in die Wüste und damit in den sicheren Hungertod. Ein besonders brutales Kolonialregiment führte Belgien im rohstoffreichen Kongo, vor allem um Kautschuk zu ernten. Und wenn die Einheimischen nicht genug Kautschuk herbeischafften, dann hackten ihnen die Kolonialherren Hände und Füße ab, um ein Exempel zu statuieren.

Der Kongo ist ein Beispiel dafür, dass die Kolonialmächte in den Kolonien wirtschaftliche Interessen verfolgten. Darin wurden sie meistens enttäuscht, die meisten Kolonien waren ökonomisch gesehen Zuschussgeschäfte. Aber sie waren Prestigeobjekte, und sie wurden zu einem Bestandteil der Rivalität zwischen den europäischen Mächten. Damit kippte die überschießende Dynamik der europäischen

Entwicklung Anfang des 20. Jahrhunderts zugleich ins Destruktive, auch in Europa selbst.

Die europäischen Mächte wollten nicht mehr nur Großmächte sein, sondern Weltmächte: „Weltmacht oder Untergang“, so lautete ein populäres Schlagwort. Und sogar der große Liberale Max Weber sagte 1895: „Wir müssen begreifen, dass die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beging und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluss und nicht der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtspolitik sein sollte.“

Prestige und Ehre, eine Kultur der Stärke und der Männlichkeit, wie sie z.B. Wilhelm II. öffentlich inszenierte – niemals schlapp sein, bloß nicht nachgeben, lautete die Devise, keineswegs nur in Deutschland. Im Gegenteil: allenthalben verbreitete sich die Überzeugung von der Überlegenheit der jeweils eigenen Nation, und sie verband sich mit einem ängstlichen Volks-Darwinismus, der daran glaubte, dass nur der Stärkere im Wettkampf der Völker überlebt. Kraftentfaltung und Bedrohungsgefühl schlugen sich in einem weit verbreiteten Militarismus nieder: von der Ligue d'action Française über den Alldeutschen Verband bis zu den serbischen Nationalisten, vom Duell über den Kult der Uniformen bis zum Weihnachtslied: „Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben: Trommel, Pfeife und Gewehr, Fahn' und Säbel und noch mehr, ja ein ganzes Kriegesheer möcht ich gerne haben.“

Begleitet wurde die zunehmend aggressive Aufladung in Europa von einer Blockbildung der Staaten. Otto von Bismarck hatte nach der Reichsgründung 1871 versucht, die europäische Staatenwelt mit einem komplizierten System auszutarieren und v.a. jede Dreierkonstellation gegen das Deutsche Reich zu verhindern. Seine Nachfolger nach 1890 fanden das zu kompliziert und setzten Bismarcks Bündnispolitik nicht fort. Kurz darauf schlossen Frankreich und Russland ein Militärabkommen. 1904 folgte die englisch-französische Entente cordiale. Sie war zunächst nur eine Einigung über koloniale Streifragen, aber sie hatte Signalwirkung für die Mächtekonstellation in Europa, zumal ihr 1907 eine russisch-britische Entente folgte. Damit hatte man in Berlin nicht gerechnet, und im Deutschen Reich kursierte die Angst vor der Einkreisung durch Auskreisung. Als Bündnispartner verblieb allein die Habsburgermonarchie – nicht gerade das militärisch-politische Schwergewicht in Europa.

Seit 1905 häuften sich die Krisen zwischen den europäischen Regierungen um koloniale Besitzungen einerseits und über den Balkan andererseits. Freilich verlief keine Einbahnstraße von der Ersten Marokkokrise 1905 in die Julikrise 1914. Die Bündnisse waren nicht aus Beton, und trotz zunehmender Krisen wurde der europäische Krieg immer wieder vermieden. Mehr noch: 1913/14 gab es sogar eher eine Tendenz zur innereuropäischen Entspannung.

„Deutsche Weltpolitik und kein Krieg“, so lautete der Titel eines Buches, das 1913 in Deutschland erschien, und das entsprach durchaus der Politik des Reichskanzlers Bethmann Hollweg. Derselbe Bethmann Hollweg aber war zugleich überzeugt: „Die Zukunft gehört Russland, das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alb auf uns legt.“

Diese Art zu denken war keineswegs auf Berlin beschränkt, im Gegenteil. Auf allen Seiten wuchs die Angst, dass die Anderen unaufhaltsam immer stärker werden: die Deutschen fürchteten sich vor den Russen, Russen und Franzosen vor den Deutschen. Es wurde zur fixen Idee, dass man selbst auf Dauer nicht mehr mithalten könne und dass ein Krieg daher ohnehin kommen werde. Was den Krieg letztlich unabwendbar machte, war der allgemeine Glaube an seine Unabwendbarkeit – der Fatalismus wurde zur *self fulfilling prophecy*.

In dieser fatalistischen, angsterfüllten Art zu denken spiegelte sich die Unsicherheit in einer sich wandelnden Welt. **Beschleunigung** – drittes Element, das Europa prägte – war die grundlegende Erfahrung der Zeitgenossen vor 1914. Schon die Eisenbahn hatte im 19. Jahrhundert ein ganz neues Gefühl von Geschwindigkeit erzeugt: sie schaffte in einer Stunde, wofür ein Pferdefuhrwerk einen ganzen Tag gebraucht hatte. Ende des 19. Jahrhunderts nahm das Tempo weiter zu, und die Jahre vor 1914 war gebannt vom Rausch der Geschwindigkeit. Der letzte Schrei waren Sechstagerrennen, große Spektakel auf neuen Radrennbahnen. Sie setzten die Verbreitung des Fahrrads voraus, und diese wiederum die Erfindung des Gummireifens durch den Tierarzt Dr. John Dunlop aus Belfast. Das dafür benötigte Gummi wurde übrigens aus dem Kautschuk gewonnen, den die Belgier mit ihrem brutalen Kolonialregime aus dem Kongo holten.

Allerorten wurden Rekordjagden abgehalten, etwa um das Blaue Band für die schnellste Atlantiküberquerung, und die 1896 begründeten modernen Olympischen Spiele standen unter dem Motto: höher, schneller, weiter. Tollkühne Männer begannen zu fliegen, wenn sie nicht tödlich verunglückten, was auch bei Autorennen häufiger passierte. Auf die Spitze brachte diese Zeitstimmung der italienische Jurist und Dichter Filippo Tommaso Marinetti mit seinem Futuristischen Manifest vom 20. Februar 1909:

„Wir wollen die Liebe zur Gefahr besingen, die Vertrautheit mit Energie und Verwegenheit. [...] Wir wollen preisen die angriffslustige Bewegung, die fiebrige Schlaflosigkeit, den Laufschrift, den Salto mortale, die Ohrfeige und den Faustschlag. [...] Wir erklären, daß sich die Herrlichkeit der Welt um eine neue Schönheit bereichert hat: die Schönheit der Geschwindigkeit. Ein Rennwagen, dessen Karosserie große Rohre schmücken, die Schlangen mit explosivem Atem gleichen ... ein aufheulendes Auto, das auf Kartätschen zu laufen scheint, ist schöner als die Nike von Samothrake. [...] Schönheit gibt es nur noch im Kampf.“

[...] Wir wollen den Krieg verherrlichen — diese einzige Hygiene der Welt —, den Militarismus, den Patriotismus, die Vernichtungstat der Anarchisten, die schönen Ideen, für die man stirbt, und die Verachtung des Weibes.“

Kein Wunder, dass „Nervosität“ zu einer immer häufiger diagnostizierten Krankheit der Zeit wurde. Als „Neurasthenie“ bezeichnete man ein Konglomerat aus Angst- und Erschöpfungszuständen, Müdigkeit, Herzflattern und Schwindel, Impotenz und Schlaflosigkeit. Therapiert wurde in speziellen Rückzugsorten – und wenn das Sanatorium in Thomas Manns Zauberberg verdächtig einer modernen Wellness-Klinik ähnelt, dann ist das kein Zufall. Denn sowohl Diagnose als auch Therapie von Neurasthenie waren verdächtig ähnlich dem, was wir heute als Burnout kennen.

Anfang des 20. Jahrhunderts waren vor allem Menschen von Neurasthenie betroffen, die mit dem gesteigerten Tempo des Lebens nicht mehr Schritt halten konnten und die mit neuen Technologien arbeiteten. 1902 brach in einer neu eröffneten Telefonzentrale in Berlin eine Krise aus: „Die Anrufe stauten sich, die Fehlverbindungen häuften sich, die Mängel des Netzes brachten durch Übersprechen weitere Verwirrung. [...] Plötzlich riss sich eine der Telefonistinnen die Sprechgarnitur vom Kopf und brach in Schreikrämpfe aus, und dieses Beispiel wirkte ansteckend: wenige Augenblicke später war der Saal von schreienden und heulenden Frauen erfüllt, die von ihren Plätzen aufsprangen und zum Teil davonstürzten.“

Europa vor 1914 stand unter Hochspannung zwischen Altem und Neuem, zwischen Moderne und Modernekritik, und diese **Ambivalenz** ist der vierte Aspekt unserer *tour d'horizon*.

Das gilt nicht zuletzt für Politik und Verfassung im Deutschen Kaiserreich. Das allgemeine Männerwahlrecht war das modernste Wahlrecht in Europa. Über die Regierung aber bestimmte nicht der gewählte Reichstag, sondern der geborene Kaiser. Die Führung des Deutschen Reichs lag in den Händen der alten Eliten, und doch wurde es nicht so obrigkeitlich regiert, wie man früher oft angenommen hat. Im Gegenteil: der Reichstag erstritt sich Schritt für Schritt politische Mitspracherechte, er besaß das Budgetrecht, und er debattierte öffentlich die wirklich sensiblen Fragen, auch die öffentlichen Fehltritte Wilhelms II., und zwar schonungslos. Verfassungsrechtlich war das Kaiserreich weder parlamentarisch noch demokratisch; zu Beginn des 20. Jahrhunderts aber regierten Reichskanzler und Kaiser faktisch nicht mehr gegen den Reichstag.

Altes mischte sich mit Neuem: Kino, Comics und moderne Kaufhäuser kamen auf, die Bauhaus-Architektur und Thonet-Stuhl, während in Wien die Ringstraße, die Hofburg und Kaiser Franz-Josef die alte k.u.k-Herrlichkeit repräsentierten. Im selben Wien

ergründete Sigmund Freud die Tiefen der menschlichen Seele und hielt dem Wiener Publikum den Spiegel seiner Sexualtriebe vor. Hugo von Hofmannsthal schrieb die Elektra und wählte dafür eine Frauengestalt aus der griechischen Mythologie – nicht aber im Stile einer der harmlos-barbusigen Figuren an den Fassaden historistischer Gebäude, sondern als gewaltsames, rasendes Weib, das die Furcht vor der „neuen Frau“ schürte.

Eine zum Zerreißen gespannte Mischung aus Moderne und Modernekritik entlud sich 1913, als Igor Strawinskys „Sacre du Printemps“ in Paris uraufgeführt wurde: ein Ballett über eine Jungfrau, die sich in einem altrussischen Frühjahrsritual unter stampfenden Rhythmen und archaisch atonalen Klängen erst in Ekstase und dann zu Tode tanzt. Der Dirigent erinnerte sich an Zustände, die heute nicht einmal mehr in Bayreuth denkbar sind: „Menschen, die nebeneinander saßen, begannen, einander mit Fäusten und Spazierstöcken oder was sonst zur Hand war auf den Kopf zu schlagen. Bald wendete sich ihre Wut gegen die Tänzer und besonders gegen das Orchester. Alles, was zur Hand war, wurde auf sie geworfen, aber sie spielten weiter.“

Strawinskys revolutionäre Musik löste alle bekannten Formen und Konventionen auf, und sie spiegelte die Zertrümmerung hergebrachter Gewissheiten und Sicherheiten. Diese Widersprüche, die überschießende und von Angst begleitete Dynamik entlud sich schließlich im Ersten Weltkrieg.

II. Zeitenwende? Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert

Was wäre, wenn Bethmann Hollweg am 28. Juli 1914 nach London gefahren und wenn der europäische Krieg nicht ausgebrochen wäre? Es ist immer schwierig und ab einem gewissen Grad auch sinnlos zu spekulieren, was gewesen wäre wenn. Aber das kleine Gedankenexperiment kann uns doch helfen zu ermessen, was sich durch den I. WK verändert hat.

Zunächst: Hätte es keinen I. WK gegeben, hätte er nicht über 9 Millionen Soldaten und Millionen von Zivilisten das Leben gekostet, und er hätte nicht etwa 20 Millionen verwundete Soldaten hinterlassen, die nach dem Krieg oftmals nicht mehr in ein geregeltes Zivilleben zurückfanden.

[internationale Ordnung]

Dann hätte es kein 1917 in dem Sinne gegeben, wie wir es welthistorisch kennen: 1917 steht für den Kriegseintritt der USA auf der einen Seite und für die bolschewistische

Oktoberrevolution in Russland auf der anderen – beides mit weitreichenden weltgeschichtlichen Folgen.

Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson begründete den Eintritt der USA in den I. Weltkrieg mit dem Anspruch „to make the world safe for democracy“ – d.h.: die westliche Demokratie in der Welt zu verbreiten. Damit begründete er einen Missionsanspruch der amerikanischen Weltpolitik, der bis heute Geltung hat.

Auf der anderen Seite errichtete die bolschewistische Oktoberrevolution zunächst den „Sozialismus in einem Lande“ (Lenin). Grundsätzlich aber verfolgten die Bolschewiki den weltrevolutionären Anspruch, den Sowjetkommunismus global zu verbreiten.

Damit hatte das „Zeitalter der Ideologien“ (K.-D. Bracher) begonnen: die Auseinandersetzung zwischen westlichen Demokratien und sowjetischem Kommunismus. Dieser Konflikt wurde bis 1945 von der Auseinandersetzung mit dem Faschismus bzw. dem NS überlagert. Angelegt war der Ost-West-Konflikt aber 1917, und nach 1945 dominierte er die Weltpolitik bis 1989.

Die USA waren vor 1914 eine der dynamischsten Nationen weltweit. Neben Deutschland waren sie das wirtschaftliche und technologische *powerhouse*, und sie hatten auch begonnen, außenpolitisch aktiv zu werden. Auch ohne Ersten Weltkrieg hätten die USA weiter an weltpolitischer Bedeutung gewonnen. Aber ohne den Ersten Weltkrieg wären sie jedenfalls nicht automatisch zu einer Supermacht wie nach 1945 oder zur einzigen Weltmacht wie nach 1990 geworden. Im Hinblick auf die weltpolitischen Kräfteverhältnisse war der Erste Weltkrieg ein großer Veränderer.

Dasselbe gilt für Russland und den Sowjetkommunismus. Auch ohne Ersten Weltkrieg wäre das Zarenreich in schwere Wasser geraten. Die Februarrevolution von 1917, der Sturz des Zaren hätte gut möglich auch unter anderen Umständen stattgefunden. Aber die zweite Revolution von 1917, die bolschewistische Oktoberrevolution, hing in besonderem Maße an den Umständen des Krieges. So wird man wohl sagen können, dass es die kommunistische Diktatur in Russland, den Stalinismus und die sowjetische Herrschaft in Ostmitteleuropa nach 1945 ohne den Ersten Weltkrieg wohl nicht gegeben hätte.

Der Erste Weltkrieg löste keines der Probleme, die zu seinem Ausbruch geführt hatten. Vielmehr schuf er neue. In Osteuropa veränderte der Krieg die territoriale und politische Landkarte von Grund auf. Zu den oft unterschätzten Folgen zählt vor allem die Auflösung des Habsburgerreiches. Jahrhundertlang war der Vielvölkerstaat die zentrale Ordnungsmacht in Südosteuropa gewesen, mit einer Fläche, die deutlich größer war als die des Deutschen Kaiserreichs. Nun wurden die habsburgischen Territorien auf sieben Staaten aufgeteilt. Die Tschechoslowakei, Ungarn und Österreich entstanden als

eigenständige Staaten neu, und auch Polen, das über mehr als ein Jahrhundert zwischen der Habsburgermonarchie, dem Zarenreich und dem Deutschen Reich aufgeteilt gewesen war, wurde als Staat neu gegründet. Zusammen mit den baltischen Staaten, die nun auch eigenständige Staaten wurden, entstanden in Osteuropa neun neue Staaten, wo vorher drei Großreiche geherrscht hatten – mit allen Problemen von gewaltsamen Grenzstreitigkeiten, Minderheitenkonflikten und politischer Instabilität, für die wir allerdings einen eigenen Vortrag bräuchten.

Im Westen des Kontinents blieb die alte Staatenordnung auch nach dem Krieg weitgehend bestehen. Die beiden Kriegssieger Großbritannien und Frankreich wurden ihres Sieges aber nicht recht froh. Frankreich suchte verzweifelt nach Sicherheit vor Deutschland, sah sich mit seinen Zielen eines harten Friedens aber von den USA und Großbritannien allein gelassen. Das Deutsche Reich wiederum war durch die Kriegsniederlage und den Versailler Vertrag zwar einstweilen geschwächt. Auf Dauer aber befand es sich möglicherweise sogar in einer stärkeren Position als vor 1914, weil es der Konfrontation mit Russland einstweilen ledig war. So sah das in Deutschland freilich kaum jemand. Vielmehr war die Revision von Versailles das einzige gemeinsame Ziel aller politischen Kräfte in Deutschland – und ein ständiger Unruheherd in Europa.

Europa gelang es nicht, nach dem Krieg eine stabilere Staatenordnung zu finden als vor 1914, und schon in den dreißiger Jahren brach sie zusammen – mit weitreichenden Folgen für die Geschichte des 20. Jahrhunderts.

[europäische Vormacht der Welt / Kolonialismus]

Zugleich erschütterte der Erste Weltkrieg die europäische Vormacht in der Welt. Frankreich und Großbritannien gewannen zwar erst einmal noch koloniale Besitzungen hinzu – die vormaligen deutschen Kolonien und die Mandatsgebiete im Nahen Osten, die aus dem Ende des Osmanischen Reiches hervorgegangen waren –, und das Britische Empire erreichte seine größte Ausdehnung erst 1931. In der Zwischenkriegszeit begannen aber erste Dekolonisierungsbewegungen, die nun auf geschwächte Kolonialmächte, nicht mehr auf die kraftvollen Weltmächte vor 1914 stießen. Der II. Weltkrieg gab dann den endgültigen Anstoß zur großen Dekolonialisierung, einem der zentralen weltpolitischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts, angefangen mit der Teilung Indiens 1947 bis zur Unabhängigkeitswelle der Staaten Afrikas in den 60er und 70er Jahren, vielfach begleitet von Kriegen und Gewalt wie etwa in Vietnam und mit weitreichenden Folgen bis heute.

Auch ohne den Ersten Weltkrieg wäre es wohl zu einem Prozess der Dekolonialisierung im 20. Jahrhundert gekommen. Aber er wäre wahrscheinlich anders, langsamer und möglicherweise auch geordneter verlaufen. Wie dem auch sei: in jedem Falle war der

Erste Weltkrieg der selbst herbeigeführte Umschlagpunkt der globalen Vormacht Europas.

[Globalisierung und Technologie]

Wirtschaftlich war der Krieg ein großer Ruinierer. Die Kriegsfinanzierung durch Anleihen bei der Bevölkerung führte zum Beispiel in Deutschland direkt in die Hyperinflation von 1923.

Überhaupt markiert der Erste Weltkrieg einen wirtschaftsgeschichtlichen Bruch, und die Phase zwischen 1914 bis 1970 unterschied sich deutlich von den beiden Phasen davor und danach. Die erste Globalisierung fand durch den Ersten Weltkrieg ein abruptes Ende. Erst in den 1970er Jahren erreichten die Daten internationaler Verflechtung wie Exportquoten oder Direktinvestitionen wieder das Niveau von vor 1914. Und wirtschaftspolitisch führten die marktwirtschaftlichen Reformen der 1980er Jahre wieder stärker auf wirtschaftliche Entwicklungen vor 1914 zurück. Dies sind ökonomische Indizien dafür, dass uns die Epoche vor 1914 heute in mancher Hinsicht wieder näher ist als das Zeitalter der Weltkriege und die Nachkriegszeit bis zu den 70er Jahren.

Im Hinblick auf die technologische Entwicklung ist dieser Befund hingegen weniger eindeutig. Hier wirkte der Erste Weltkrieg als großer Beschleuniger, wie überhaupt moderne Kriege Katalysatoren technologischer Innovationsschübe sind. Giftgas und Maschinengewehre, Tanks (Panzer), U-Boote und Flugzeuge oder Medizintechnik wie z.B. Prothesen – der Erste Weltkrieg schöpfte voll aus dem Reservoir der Hochindustrialisierung und trieb die technologische, vor allem die militärtechnologische Entwicklung zugleich kräftig voran. Dasselbe gilt für den Zweiten Weltkrieg, der die Grundlagen für die Nukleartechnologie, für den Computer und das Internet legte. Die technologische Entwicklung des 20. Jahrhunderts wäre ohne den Ersten Weltkrieg wohl langsamer verlaufen.

Ein Beschleuniger und ein Überstürzer zugleich war der Weltkrieg für die **Demokratie**. Monarchien wie das Deutsche Kaiserreich, Österreich oder Ungarn wurden in Demokratien verwandelt, und die nach dem Krieg neugegründeten Staaten wurden allesamt als Demokratien begründet, nicht unbedingt als Staatsform, aber als Regierungsform.

Die Ordnung, die auf den Weltkrieg folgte, war aber auch im Hinblick auf die Verfassungsordnungen instabil. Bis zu den dreißiger Jahren blieb von den neu gegründeten Staaten nur die Tschechoslowakei als demokratische Republik übrig. Die Mehrzahl der europäischen Staaten, mit Ausnahme der Britischen Inseln, Frankreichs,

der Benelux-Staaten und der skandinavischen Staaten wurde autoritär oder diktatorisch, jedenfalls nicht parlamentarisch-demokratisch regiert. Ein gutes Jahrzehnt nach dem Ersten Weltkrieg, so klagte der französische Lyriker und Philosoph Paul Valéry, war die Diktatur so populär geworden wie einst die Freiheit. Dem Ersten Weltkrieg folgten vielfältige Erfahrungen mit gewaltsamen Diktaturen, bevor sich die Demokratie nach 1945 im Westen und nach 1989 im Osten Europas als vorherrschende Regierungsform durchsetzen konnte.

[Kultur und Mentalitäten]

Widersprüchlich und komplex wirkte der Erste Weltkrieg schließlich in mentaler und kultureller Hinsicht. Kriegserlebnis und Schützengraben bewirkten einen Zivilisationsschock, wie er sich insbesondere in der expressionistischen Literatur und Malerei abbildete. Dabei wurde der Krieg in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich verarbeitet und erinnert. In England z.B. setzte sich seit Ende der 20er Jahre ein mahnendes Gedenken an die Schrecken des Krieges und verlorene Menschenleben durch – bis heute ganz anders als das triumphalistische, ja martialische Gedenken an den II. Weltkrieg. In Frankreich und England verbreiteten sich nach dem Krieg pazifistische Strömungen bis weit in die Politik. In Deutschland hingegen mischten sich das Trauma der Niederlage, die Überzeugung, ungerecht behandelt zu werden und der Wunsch nach Revision von Versailles zu einem explosiven Cocktail. Das schon vor 1914 angelegte Krisenbewusstsein und die Kritik an der pluralistischen Moderne kamen nun offen zum Ausbruch. Ein Buchtitel wie Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ entsprach einem verbreiteten Empfinden, das sich vor allem in den Ländern, die mit der Nachkriegsordnung unzufrieden waren, mit erheblicher Gewaltbereitschaft verband.

Für die Geschichte der **Gewalt** im 20. Jahrhundert spielt der I. WK eine eigentümlich doppelgesichtige Rolle. Zunächst entfesselte der Krieg in Europa Gewaltpotentiale, wie sie zuvor in den Kolonien anzutreffen gewesen waren. Ein montenegrinischer Kämpfer der Balkankriege 1912/13 erklärte einer Engländerin über den Umgang mit getöteten feindlichen Soldaten: „Wie soll ein Soldat denn seinen Heldenmut beweisen, wenn er keine Nasen mit nach Hause bringt? Natürlich schneiden wir denen die Nasen ab! Das haben wir immer so gemacht.“

Der Krieg führte zu einem Schub an Gewaltbereitschaft und Unerbittlichkeit. Die Schlacht von Verdun etwa steht dafür: weil der Krieg zum Stellungskrieg erstarrt war, setzte die II. deutsche OHL auf eine Strategie des „Weißblutens“ – nicht um Gelände zu gewinnen, sondern um den Gegner schlicht und einfach zu dezimieren, „weißzubluten“.

Die Zwischenkriegszeit erlebte eine weitere Entfesselung von Gewalt auf allen Ebenen: Bürgerkriege oder bürgerkriegsähnliche Zustände in vielen Ländern, von Spanien über

Italien und Irland bis Polen, und natürlich in Deutschland, denken wir nur an die Kämpfe in der Frühzeit der Republik, das Krisenjahr 1923 oder die Zustände zu Beginn der 1930er Jahre. Der deutsche Nationalsozialismus zelebrierte ebenso wie der italienische Faschismus den Kult des Krieges und des Kriegers, und der Zweite Weltkrieg wurde vollends zu einer Orgie der Gewalt, die nicht zwangsläufig aus dem Ersten Weltkrieg hervorging, die aber ohne den Ersten Weltkrieg kaum denkbar wäre.

Dann aber kehrte sich diese Gewaltentwicklung um. Krieg in Europa fortan zu verhindern, wurde zum Programm der Einigung Europas, zunächst: Westeuropas, erst nach 1990 auch des östlichen Teils. Und genau dies ist die große historische Leistung der europäischen Integration: dass Krieg in der Europäischen Union nach allem, was wir uns derzeit vorstellen können, praktisch undenkbar geworden ist. Aber dazu bedurfte es letztlich zweier Weltkriege.

Werfen wir zum Abschluss der Bestandsaufnahme unserer „Zeitenwende“ noch einen separaten Blick auf **Deutschland**. Das Deutsche Reich am Anfang des 20. Jahrhunderts war eine „nervöse Großmacht“ (V. Ulrich), dem alle Möglichkeiten offen standen. Schon die Reichseinigung von 1871 hatte dem Deutschen Reich eine „halbe Hegemonie“ (L. Dehio) in Europa verschafft, und seit den 1890er Jahren war es auch zur technologisch-ökonomischen Vormacht in Europa geworden.

Die Hauptspannung im politischen System lag an der Frage der politischen Letztentscheidung: Kaiser und alte Eliten oder Volk und Parlament? Wie wir bereits gesehen haben, war schon 1914 eine machtvolle Tendenz zur Parlamentarisierung im Gange, die noch im Kaiserreich tatsächlich zum Durchbruch kam: Ende Oktober 1918 machte eine Verfassungsreform den Reichskanzler vom Vertrauen des Reichstages abhängig, und das Deutsche Reich wurde, was die Regierungsform betrifft, eine Demokratie, bevor der Kaiser abdankte. Ohne I. WK wäre dies sicher ein spannungsreicherer und konfliktbeladener Prozess gewesen. Aber die Verfassungsreform vom Oktober 1918 zeigt doch, wie offen die Entwicklung war, in der die Zeit eher in Richtung Parlamentarisierung und Demokratie arbeitete.

Stattdessen führte der Weltkrieg direkt in den Ruin der Nachkriegszeit, die Hyperinflation von 1923, die Verarmung der geldbesitzenden Mittelschichten und die Radikalisierung großer Teile der Bevölkerung, das kollektive Trauma der Kriegsniederlage dieses zuvor so dynamischen Landes und die innere Instabilität der Weimarer Republik. Die ökonomische Katastrophe der Weltwirtschaftskrise Anfang der 30er Jahre traf ein durch und durch geschwächtes Deutschland, das sich in die Arme des NS und seiner „nationalen Revolution“ warf. Die NS-Diktatur vertrieb weite Teile der kulturellen und wissenschaftlichen Eliten und stürzte Deutschland und die Welt in den II. Weltkrieg mit seinen ungezählten Opfern, der Zerstörung der Städte und vor allem

dem Holocaust als dem Zivilisationsbruch schlechthin. Er endete in der totalen Kapitulation und der Teilung Deutschlands, der zweiten deutschen Diktatur und der nachhaltigen Schädigung weiter Teile des Landes durch die Herrschaft der SED.

Nicht für alles war der Erste Weltkrieg verantwortlich, aber all das hätte es ohne den Ersten Weltkrieg so nicht gegeben. Ohne den I. WK wäre natürlich nicht alles gut geworden – jedenfalls aber wäre die deutsche Geschichte ganz anders verlaufen, und die europäische und die Weltgeschichte auch. Der Erste Weltkrieg war „das worst-case scenario des zwanzigsten Jahrhunderts“ (Chr. Clark), und es war in Sonderheit der entscheidende Bruch in der deutschen Geschichte.

III. Der Erste Weltkrieg und wir

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist uns die Welt von vor 1914 wieder näher gerückt. Wir entdecken frappierende Ähnlichkeiten mit unserer Zeit: die Erfahrung von Beschleunigung und Globalisierung, von Dynamik und der schnellen Veränderung gewohnter Lebensumstände und Alltagswelten durch neue Technologien, das Gefühl, die Kontrolle verloren zu haben – bis hin zu psychosomatischen Reaktionen, die heute nicht Neurasthenie, sondern Burnout heißen.

Und schauen wir auf die Euro-Gipfel, dann sind auch die europäischen Krisen zurück. Die Folge internationaler Krisen nach 1905 ähnelt in vielem den Krisen-Gipfeln von heute. Unerwartete Spannungen in Europa bringen neue Nationalismen hervor, bis hin zu offenen Anfeindungen der deutschen Bundeskanzlerin, wenn es harmlos kommt mit Pickelhaube, sonst aber auch mit Führerbart und Hakenkreuz in der europäischen Presse, die in manchem an die Pressekriege vor 1914 erinnern. Befindet sich Europa am Rande einer neuen Julikrise, wie zuweilen geraunt wird?

Historiker sollten nie nie sagen, aber sie sollten auch nicht vorschnell gleichsetzen. Denn es ist die Geschichte selbst, die den Unterschied macht. In der Finanzkrise 2008 war zum Beispiel ganz offensichtlich, dass die Politiker um jeden Preis eine neue Depression wie zu Beginn der 30er Jahre verhindern wollten. Und wenn die Bundeskanzlerin sagte, „scheitert der Euro, scheitert Europa“, dann steht dahinter der Versuch, ein neues Auseinanderfallen Europas, ein neues 1914 um jeden Preis zu verhindern. Die historische Erfahrung ist zum politischen Faktor geworden, und sie macht den entscheidenden Unterschied zu 1914, als zwar kaum jemand wirklich Krieg wollte, aber auch niemand bereit war, ihn wirklich zu vermeiden.

François Mitterrands und Helmut Kohls Versöhnungsgeste auf dem ehemaligen Schlachtfeld in Verdun 1984 verkörpert die große Erzählung der deutsch-französischen Aussöhnung und der europäischen Integration als Friedensprojekt. In der Tat, noch einmal, ist ein Krieg innerhalb der Europäischen Union heute faktisch nicht mehr vorstellbar.

Das heißt aber nicht, dass heute alles gut wäre und wir uns zurücklehnen könnten. Wie uns 1914 auch zeigt, können lokale Krisen eine enorme Sprengkraft entfalten und einen Flächenbrand entzünden, können einzelne Ereignisse unabsehbare Folgen haben und alles verändern. Von einem auf den anderen Tag ist dann alles anders, als man noch Tage vorher gedacht hätte, werden Dinge denkbar, die man noch Tage vorher für völlig unmöglich gehalten hätte: denken wir an den Fall der Berliner Mauer, an den 11. September 2001, oder auch an den Euro-Gipfel vom Mai 2010, als eine Grundregel der Währungsunion außer Kraft gesetzt wurde.

Wie aber geht man mit unabsehbarer Dynamik, mit Unsicherheit und mit Angst um – und die Politiker in der Eurokrise hatten oder haben Angst, das alles auseinanderfliegt. Auch dazu eine Beobachtung aus dem Jahr 1914. In der Julikrise sind auf allen Seiten drei Muster der Argumentation zu beobachten: der Fatalismus, dass ein Krieg ohnehin kommen werde; die Vorstellung, es sei fünf vor zwölf, und daher die Idee, besser jetzt zu handeln als zu spät. So wurde der Kriegsausbruch schließlich als befreiende Tat empfunden. Käthe Kollwitz etwa, nicht gerade als Kriegstreiberin bekannt, seufzte: „Gott sei Dank, dass mobil gemacht ist, die Spannung war nicht mehr zu ertragen.“

Eindeutigkeit der Tat statt Kompromiss und Schlappeheit, das war die Devise der öffentlichen Meinung und die Disposition der Handelnden, und deshalb fuhr Bethmann Hollweg auch nicht London. Lieber die große, endgültige Lösung als weiter durchwurschteln, auf Sicht fahren, oder wie die Engländer sagen: *muddle through*. Auch in der Euro-Krise hätten viele lieber eine klare Lösung: die einen den Austritt Griechenlands oder die Wiedereinführung der D-Mark, die anderen den großen Sprung nach vorn in die Transferunion.

Aber: das Aushalten von Uneindeutigkeit und Krise ist eine Grundbedingung der gesamten Moderne. Nichts ist unabwendbar und nichts ist sicher. Alles kommt anders als gedacht, und manchmal ist es entscheidend, einfach nur Zeit zu gewinnen.

Die Lehre daraus ist: Skepsis gegen den großen Sprung und den Drang nach Eindeutigkeit. Hätten die Schlafwandler im Juli 1914 auf mehr *muddle through* gesetzt, statt den Sprung in die Eindeutigkeit zu suchen, der ein Sprung ins Dunkle war: niemand weiß, was geworden wäre – auf jeden Fall aber hätten sie Europa eine Katastrophe erspart, die zur Zeitenwende wurde.